

Rudolf Virchow

Leben und Schaffen eines Reformators der Medizin

Vortrag

gehalten im Rahmen der öffentlichen Vorträge der Universität Gießen
am 21. November 1940

von Curt Krause¹⁾

Wenn man in Berlin von der Wilhelmstraße kommend die Linden kreuzt und über die Dorotheenstraße hinweg die schmucklose Luisenstraße betritt, so gelangt man bald an einen kleinen Platz, den Karlsplatz, der die Straßenkreuzung der Luisen- mit der Karlstraße und eine kurze, schmale, in die Charité einmündende Gasse, die Charitéstraße, aufnimmt. Inmitten dieses Platzes, eng umsäumt von nüchternen, unansehnlichen Häusern, deren eintönige Fassaden die Entstehung in den sogenannten Gründerjahren unverkennbar verraten, erhebt sich ein eigenartiges Denkmal. Auf einem von Säulen eingefassten Sockel, dem Grabdenkmal Böcklins nicht unähnlich, steht der Schadowsche Herkules, der ein Fabelwesen mit Menschengesicht würgt; die Vorderfläche des Sockels enthält eine Plakette mit der Seitenansicht eines scharf geschnittenen ernstern Antlitzes, darunter in Stein gehauen die schlichten Worte: Rudolf Virchow. Unter zweiundsiebzig Arbeiten hatte der Entwurf des Charlottenburger Bildhauers Friß Klimsch 1906 vom Berliner Magistrat den Vorzug erhalten und war entgegen allen Protesten nicht nur der Berliner Ärzteschaft, sondern weitester Kreise Deutschlands, die in dieser allegorischen Denkmalsform eine Herabwürdigung der strengen Individualität Virchows erblickten, zur Ausführung gelangt. Wer in Virchow das sieht, was er in übertragenem Sinne vor allem war, der übermenschliche, herkulische Kämpfer gegen das Kranke im Leben, einerlei welcher Form und Ursache, wird dieser, seiner Persönlichkeit sicherlich

¹⁾ Aus dem Veterinär-Pathologischen Institut der Ludwigs-Universität Gießen. Direktor: Prof. Dr. Dr. h. c. Curt Krause.

nicht gerecht werdenden, aber seine sieghaften Bestrebungen und riesenhaften Leistungen unbedingt kennzeichnenden Versinnbildlichung die Anerkennung nicht versagen. Hier an der Eingangspforte zu der nunmehr rund zwei Jahrhunderte alten großen medizinischen, auch tiermedizinischen Fläche, dem Charitégelände auf der einen Seite längs der Luisenstraße, dem schönen alten Park mit den tierärztlichen Hochschulanstalten auf der Gegenseite, hat Virchow als Runder der Weltgeltung deutscher Wissenschaft, als Reformator der gesamten Medizin seinen Wachtposten bezogen. Man kann sich fragen, ob sich die Tausende, die da täglich an ihm vorüber der Krankenstadt und jenem Mittelpunkt der Heilkunde zuströmen, um Hörsäle und Kliniken zu bevölkern, noch seines überreichen genialen Schaffens irgendwie erinnern, ob sie mit seinem Namen am Denkstein noch irgendeine Vorstellung zu verbinden vermögen.

Gewiß, ein Tonfilm hat vor Jahresfrist Virchows Gestalt Millionen in aller Welt wieder lebendig werden lassen, leider jedoch in völlig einseitiger Darstellung, die in jedem Nichteingeweihten die Überzeugung aufkommen lassen mußte, daß dieser „König Virchow“ ein von Selbstüberhebung strotzender Nörgler und Besserwiffer gewesen sei, der seinem Nebenbuhler Robert Koch, dem großen „Bezwinger des Todes“, jedes erdenkliche Hindernis in den Weg legte, mit seinen veralteten Anschauungen fehlschoß und der Entfaltung eines praktisch entscheidend wichtigen neuen Sprosses der Medizin den Widerstand seines allgewaltigen Ansehens entgegenstellte. So wenig Virchow als Mensch und gar als Politiker die Sympathien seiner Zeitgenossen, geschweige denn unserer Gegenwart besaß oder zu gewinnen vermag, so unbedingt ist er es wert, gegenüber einer solchen weitverbreiteten, völlig irreführenden Darstellungsweise in Schutz genommen und einer gerechteren Betrachtung zugeführt zu werden. Auch heute noch kann niemand, der sich mit Krankheitslehre, öffentlicher Gesundheitspflege, Völkerkunde oder Anthropologie beschäftigt, an Virchows wahrhaft unsterblichen Leistungen vorübergehen. Sie sind so gewaltig, so vielseitig, allerdings auch oft so zur Kritik herausfordernd, daß wir uns in dieser unserer heutigen Betrachtung nur auf einen Rundblick werden beschränken müssen, der vor allem seiner Persönlichkeit im Wandel eines ebenso langen wie ereignisreichen Lebens gelten soll und damit zugleich einen kurzen Einblick in den bedeutsamsten Zeitraum der Medizin — ich spreche hier immer von Medizin im zusammenfassenden Sinne — vermitteln mag.

Rudolf Ludwig Karl Virchow wurde am 15. Oktober 1821 in der zwischen Röslin und Stargard gelegenen kleinen pommerschen Kreisstadt Schivelbein geboren. Sein Vater, Sohn eines Fleischermeisters, der in Schivelbein zugleich eine Landwirtschaft mit Brennerei betrieb, versah von 1811 bis 1828 das Amt eines Stadtkämmerers und widmete sich im übrigen ausschließlich der Bewirtschaftung seines kleinen, andert-halb Hufe großen Besitztums, allerdings, wie die Enkelin feststellt, mit mehr Freude und Neigung als Umsicht und Geschick, so daß er stets in Geldverlegenheiten war und gegen Ende seines Lebens zunehmend der Unterstützung seines Sohnes verfiel. Wie es in einem Briefe Virchows heißt, gingen ihm die schöne Zeichnung eines Kalbes, der hübsche Kopf einer Kuh weit über ihre nutzbringenden Eigenschaften, und für irgend-eine Neigung war ihm kein Geldopfer zu groß, während er nie daran dachte, seine Ernte zu versichern. Der Bruder, der Oheim Rudolf Virchows, war aktiver Major und machte sich durch Vorschläge zu Verbesserungen in der Ausrüstung der Armee einen guten Namen. Über die Mutter Virchows, eine geborene Hesse aus Belgard in Pommern, ist wenig bekannt. Ihre Enkelin schildert sie als eine kleine, behäbige, nicht hübsche Frau, und Virchow rügt einmal in einem Briefe ihre lärmende, aufgeregte Weise, sich gegen die Fügungen des Schicksals zu beklagen. Ihr Bruder, Ludwig Ferdinand Hesse, war ein be-kannter Baumeister, gehörte seit 1832 zu den preussischen Hofbaubeam-ten und war der Erbauer der neuen Charité, der tierärztlichen Hoch-schule und des Elisabeth-Krankenhauses in Berlin, sowie der Orangerie-Gebäude und des Schlosses auf dem Pfingstberg in Potsdam.

Das Verhältnis des Sohnes, des einzigen Kindes, zu den Eltern stand ganz im Zeichen einer von strengem, sittlichem Ernst und hart-näckigem Eifer getragenen Erziehung, die Virchow mit 14 Jahren vom Elternhaus in das Gymnasium zu Röslin wegführte, das dem früh-reifen Knaben die bestmögliche Entwicklung seiner guten Anlagen für Sprachen, Geschichte und Naturkunde vermitteln sollte. Da der Vater mit peinlicher Sorgfalt alle Aufzeichnungen, Briefe, Zeugnisse usw. sammelte, die zu seinem einzigen Kinde in Beziehung standen, sind wir über die Jugendjahre Virchows gut unterrichtet. Besonders liefert der von der Tochter Virchows 1906 herausgegebene Briefwechsel reiche Aufschlüsse, die den Rahmen des einfach Biographischen weit über-schreiten. Er verrät schon bei dem bald zum Primus aufgerückten Gymnasiasten eine ungewöhnliche Schärfe des kritischen Verstandes, die für die ganze Lebenszeit kennzeichnende Genauigkeit der Darstellung

und Beobachtung sowie den geradezu klassischen Sprachstil. Das ständige Kritteln und Nörgeln des immer unzufriedenen Vaters, der dem Sohne bald Selbstüberschätzung und Ichsucht, bald Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit vorwirft und nach dessen Zeugnis mehr „einen feinen Gesellschaftsmann“ aus ihm machen wollte, stößt leider oft genug mit der verschlossenen Herbeheit des Sohnes heftig aneinander. „Mich hat selten einer verstanden“, beklagte sich dieser in einem Briefe von 1840. „Der Stein gibt erst Funken, wenn man es versucht, sie aus ihm heraus zu locken.“ „Hättest Du (so heißt es 1842 in einer besonders ernstlichen Auseinandersetzung) dort weniger getadelt, hier mehr gelobt, wenn auch nur wenig, so hätte das doch vielleicht zu einer auch äußerlich innigeren Verbindung zwischen uns beigetragen. Es tut mir zu weh, immer Tadel und böse Gesichter von Dir zu sehen; ich konnte mich nicht entschließen zu lieblosen, wenn mein Teuerstes in den Staub gezogen wurde. Dennoch hegte ich es warm in meinem Herzen.“ In heiliger Selbstkritik sucht sich dieser junge Virchow der Sturm- und Drangzeit immer aufs neue zu einem guten Verhältnis mit seinem gestrengen Vater zu überwinden: „Mein störrisches Wesen hat bei diesem Streben oft die kindliche Ehrfurcht erschüttert; ich bitte deswegen um Verzeihung. Meine eigenen Vorwürfe strafen mich oft genug deshalb, indes um sich selbst ganz beherrschen zu können, muß man ein Weiser sein. Mag daher meine unüberwindliche Neigung zu selbständiger Tätigkeit und mein verschlossenes Wesen die Liebe zu Dir verbergen — sie wird immer so groß sein, als die Bewunderung Deines unermüdliehen und umsichtigen Schaffens.“

Inzwischen hat der achtzehnjährige Virchow nach bestandener Reifeprüfung sich unter dem Druck der häuslichen Notlage entschlossen, Militärarzt zu werden. Durch Vermittlung des Oheims bezieht er das noch vielen unter dem Namen Pèpinière bekannte „Medizinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelms-Institut“ (wie es amtlich hieß) in dem Neubau Friedrichstraße 139/41. Hier widmet er sich vom ersten Tage an, ungeachtet aller Entbehrungen, zu denen ihn die ständige Geldknappheit zwingt, mit ganz besonderem Eifer, Ernst und Verständnis dem medizinischen Studium. Durch die Repetitionen unter Leitung der militärischen Inspizienten weitete sich der Stundenplan zu täglich 10 Dienststunden von 7 Uhr morgens bis 6 Uhr abends, woran sich nach kurzer Unterbrechung das eigentliche Selbststudium bis 11 Uhr abends anschloß. So konnte er seinem Vater ehrlich berichten: „Zu tun habe ich gewaltig viel.“

Die Ferienzeit wird soweit als möglich mit Reisen ausgefüllt, die ihn wie einen wandernden Handwerksburschen vorwiegend zu Fuß durch ganz West- und Süddeutschland, dabei auch nach Gießen, führten und ihn, wie er freudig bekennt, mit Leuten der verschiedensten Stände und Nationen in Verbindung brachte: „Ich habe mich überall ans Volk gehalten und seine Eigentümlichkeiten zu erfassen gesucht.“ Weiter heißt es: „Alles Große und Universelle hat mich besonders angezogen, und ich habe mehr als je erkannt, daß die kleinlichen Partikular-Interessen mir in den Grund zuwider sind.“ In solchen und manchen ähnlichen Aussprüchen zeichnet sich bereits deutlich der spätere Sozialpolitiker ab. Vom eigentlichen Studium und den Professoren der Universität ist in den Briefen aus der Studienzeit auffallend wenig die Rede. Das selbständige Studium scheint Virchow ganz zu beherrschen, und mit dem dank seinem Verstand schnell und sicher angeeigneten, wenn auch schwer erarbeiteten Wissen gewinnt er bald ein merkliches Übergewicht auf der ganzen Linie. 1843 im letzten Studiensemester wird ihm bereits ein freigewordener Platz unter den Charité-Chirurgen angeboten, und der „Kleine Doktor“, wie er genannt wurde, ist auf allen Stationen ein gern gesehener Gast (Brief vom 30. August 1843). Der ursprüngliche Plan, nach dem Studium zur Kavallerie, der Potsdamer Garde, zu gehen und, wie er sich ausdrückt, die Chaussee der militärärztlichen Heerstraße fortzuwandeln, wird zunächst durch ein verlockendes Angebot durchkreuzt: er übernahm sogleich nach der Promotion (unter Johannes Müller hatte er 1843/44 „De rheumate corneae praesertim“ gearbeitet) eine neugeschaffene Abteilung für chemische und mikroskopische Untersuchungen an der Charité. Sie bringt Virchow zum erstenmal mit seinem späteren Fach, der pathologischen Anatomie, in enge Berührung. Der geachtete Professor, Med.-Rat Froriep, führt ihn liebevoll in die bestehenden Arbeitsverfahren ein und gibt ihm Gelegenheit zu einer ersten wissenschaftlichen Untersuchung über die Venenentzündung, die zur Grundlage für die spätere Forschung auf dem Gebiete der Thrombose und Embolie werden sollte. Aber der eifrige, von ungeheurem Forschungs- und Wissensdrang beseelte Schüler, mit seiner gründlichen Methodik der systematischen Ganz-Sektion und seiner Art, von dem Mikroskop zur morphologischen Aufschlüsselung der Krankheiten Gebrauch zu machen, wächst in kurzer Zeit dem Lehrmeister über den Kopf. In einem Brief an seinen Vater vom 25. Juli 1845 heißt es, daß man nicht nur in Berlin, sondern auch in Halle, ja in Prag und Wien schon wisse, daß jetzt ein Mensch in der Charité sei, dem es mit der Sache ernst

ist, obwohl er noch kein Sterbenswort habe drucken lassen, und daß er in wissenschaftlichen Dingen von jedem in der Charité als Autorität betrachtet werde. „Es ist aber eine wahre Danaidenarbeit, nichts ist ordentlich untersucht, alles muß man selbst von vornher wieder durcharbeiten, und das ist so viel, daß man manchmal wirklich den Mut verliert.“

Es war damals in der Tat noch sehr schlecht um die pathologische Anatomie in Berlin bestellt. Auf Anregung des Chirurgen Rust war erst 1830 gelegentlich des Einbruchs der Cholera in Berlin eine Profektur in der Charité geschaffen worden, die zuerst Phöbus übertragen wurde, demselben Philipp Phöbus, der seit 1832 in Gießen als Professor der Medizin und Pharmakologie tätig war und dem Virchow bei der Feier seines 60. Geburtstags das gute Zeugnis ausstellte, daß er in dem damaligen Institutskatalog „ein Muster katalogisierender Beschreibung“ hinterlassen habe. Da die Profektorstelle ein Nebenamt war, so erledigten gewöhnlich die Unterärzte der klinischen Abteilungen die Sektionen, und man bemühte den Profektor nur zu den wichtigeren Fällen. Als sich Pirogow, ein berühmter russischer Chirurg, 1833 auf einer Fortbildungsreise längere Zeit in Berlin aufhielt und Obduktionen in der Charité beiwohnte, fand er zu seiner nicht geringen Verwunderung in einem kleinen Zimmer an zwei Tischen eine hagere Frau beschäftigt, die eine Haube, eine Wachtuchschürze und Überärmel aus Wachtuch trug und, wie es in Pirogow's Lebenserinnerungen heißt, mit der größten Gewandtheit und Schnelligkeit eine Leiche nach der anderen obduzierte. „Wünschen Sie etwas von mir?“ fragte sie Pirogow. „Ja, ich möchte gern öfter bei Obduktionen zugegen sein“, antwortete dieser. „Nun schön, kommen Sie meinetwegen jeden Tag; außer mir hat bisher noch niemand obduziert. Erst neulich ist Prof. Froriep damit beauftragt worden.“ Madame Bogelsang war ursprünglich Hebamme gewesen und hatte sich erst nachher aus Liebe zur Kunst, wie sie versicherte, der Anatomie gewidmet, in der sie praktisch sehr bewandert war. Die Sammlung pathologisch-anatomischer Präparate befand sich noch 1844 in den bescheidensten Anfängen und war auf dem nur durch eine Leiter zugänglichen Dachboden untergebracht. So konnte Virchow ohne Übertreibung in einem Brief an seinen Vater feststellen: „Die pathologische Anatomie entbehrt jeder Bearbeitung in Berlin, obschon ein allseitiger dringender Wunsch danach vorhanden war.“ Ihn zu erfüllen war Virchow's Ziel und Streben, und als ihm, dem 25-jährigen, 1846 die Nachfolge Froriep's übertragen und er 1847

seiner Verpflichtungen als Militärarzt entbunden wurde, war der Weg in die große wissenschaftliche Laufbahn frei.

1846 eröffnet er mit acht Mikroskopen und ebensoviel Teilnehmern, größtenteils jüngeren praktischen Ärzten, den ersten Privatkursus für pathologische Anatomie, der ihn bald berühmt machte, und mit dem Frühling 1847 verwirklicht er den 1845 brieflich ausgesprochenen Plan, sich „durch literarische Produktion eine allgemeine Geltung zu verschaffen“ mit der Herausgabe des „Archivs für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medizin“, eines der ältesten und größten naturwissenschaftlichen Werke der Weltliteratur, das jetzt bereits den 307. Band beginnt und bis zum 170. Bande von Virchow geleitet wurde, ein Werk, das mit Virchows Geist und Sprache zur schärfsten Angriffs- und Verteidigungswaffe für einen neuen, revolutionären Leitgedanken entwickelt wird und den Sieg und die Vormachtstellung der deutschen Pathologie Schlag um Schlag mit ungeheurer Kühnheit und Treffsicherheit erficht.

Aber noch gärt und brodelte es unruhig in dieser echten Sturm- und Drangzeit. Was verhalten in den Tiefen des regsamen Geistes dieses jungen Virchow aus den arbeitsreichen Lehrjahren zur Reife an die Oberfläche drängt, wird vom Sturm der Zeit erfaßt und hochgeschleudert. Die zukunftsfreudige Revolutionszeit zieht ihn völlig in ihren Bann und macht aus dem wissenschaftlichen Revolutionär zugleich einen politischen. In der Charité gründeten Schüler und Anhänger Virchows einen Verein mit dem bezeichnenden Namen „Der Raisonneur“, in dem sie unter Virchows Führung die Zustände an der Charité mit rücksichtsloser Offenheit geißeln und die kühnsten Reformgedanken entwickeln. Mit Leubuscher zusammen läßt Virchow im Juli 1848 die erste Nummer einer neuen Wochenschrift: „Die medizinische Reform“ erscheinen, die als politisches Kampfblatt die Neugestaltung der Medizin Stück für Stück in Angriff nimmt und einer Ausweitung der Heilkunde und Heilbehandlung zu einer sozialen, in eine große völkische Aufgabe hineingestellten Medizin zustrebt. Es war das erste Mal, daß jemand nicht nur den Mut und die Fähigkeit, sondern auch die Tatkraft des Revolutionärs aufbrachte, die soziale Idee als Pflicht- und Leitgedanken in die Medizin hineinzutragen und dieser eine volkspolitische Aufgabe gegenüber dem Gewerbegedanken zuzuweisen. Ein gerade damals in Oberschlesien wütendes Fleckfieber, das mit einer schweren Hungersnot zusammentraf, gab Virchow als Beauftragtem der preussischen Regierung Gelegenheit, in das soziale Elend

dieses vorwiegend polnischen Landesteils hineinzuschauen und die Schäden mit rücksichtsloser Offenheit und Deutlichkeit angesichts der unzureichenden staatlichen und kirchlichen Abhilfe an den Pranger zu stellen. Das Bild, das Virchow von den Zuständen in seinem Bericht an die Regierung entwirft, ist schauerlich. Tierischer Stumpfsinn, primitivste Wohn- und Lebensverhältnisse, die sechs bis vierzehn Menschen in einem Holzblochhaus in einem Raum mit dem Vieh zusammenpferchten, und „durch die kirchliche Hierarchie großgezogene hündische Unterwürfigkeit“ paarten sich mit der Trunksucht, so daß laut Bericht „an den Abenden, wo das Volk von den städtischen Märkten zurückkehrte, die Landstraßen von betrunkenen Männern und Weibern buchstäblich übersät waren“, „das Kind an der Mutterbrust bereits mit Schnaps gefüttert“ wurde. In einem Jahre starben im Kreise Pleß 10 v. H. der Bevölkerung, 1,3 v. H. an Hunger, der ebenfalls schwer heimgesuchte Kreis Rybnik zählte 8600 Erkrankte, d. s. 14,3 v. H. der Bevölkerung, und 20,4 v. H. Todesfälle. Auf 59000 Einwohner kamen amtlich 20000, die 6 Monate lang ernährt werden mußten. In dem Schlußabschnitt seines Berichtes unter der Überschrift: „Die Sorge für die Zukunft“ sausen die Anklagen Virchows auf die Regierung und das bürokratische System wie Keulenschläge nieder: „Bedenke man wohl, es handelt sich bei uns nicht mehr um die Behandlung dieses oder jenes Typhuskranken durch Arzneimittel und Regulierung der Nahrung, Wohnung und Kleidung; nein, die Kultur von anderthalb Millionen unserer Mitbürger, die sich auf der untersten Stufe moralischer und physischer Gefunkenheit befinden, ist unsere Aufgabe geworden.“ Was er fordert, ist vor allem nationale Reorganisation Oberschlesiens, Volksunterricht, insbesondere durch Gewerbe- und Ackerbauschulen, Volksbücher und volkstümliche Zeitschriften, unbedingte Trennung von Schule und Kirche, Unterricht auf der Grundlage der Naturanschauung, Verbesserung des Ackerbaus, der Gartenkultur und Viehzucht, gerechte Besteuerung und Abschaffung aller feudalen Lasten, Gleichberechtigung von Kapital und Arbeitskraft und „Aufhebung der Unterwürfigkeit der lebendigen Kraft unter das tote Kapital und die Geldaristokratie“. In der „Medizinischen Reform“, seiner Wochenschrift, geht es dann auf der gleichen Linie fort um die Einführung eines Reichsministeriums für öffentliche Gesundheitspflege, eine einheitliche Medizinalgesetzgebung für ganz Deutschland, die Einrichtung einer sich durch freiwillige Wahl ergänzenden Akademie der Medizin als höchste wissenschaftliche Instanz, einen Gesundheitsrat als beratende Behörde, Verbesserung der Schul-

hygiene, verstärkten Ausbau der Körperpflege und des Schulsports, Anstellung von Schulärzten, kolleggeldfreies Studium, vermehrte praktische Ausbildung der Studierenden, Reform der Armen- und Krankenpflege, des Strafanstaltswesens, Regelung der Arbeiterfürsorge, Schaffung einer allgemeinen Krankheits-Statistik, Schwindsucht-Prophylaxe und vieles andere mehr.

So hatte noch kein Arzt und kein Professor gesprochen, so stürmisch noch niemand Reform verlangt. Und wenn Virchows Beteiligung an der Märzrevolution in Berlin auch nur eine, wie er sich ausdrückt, relativ unbedeutende war, und nur in der Mithilfe beim Bau einiger Barrikaden bestand, so betätigte er sich um so eifriger in medizinischen Reformversammlungen, Volksversammlungen, in Maschinenbau- und Handwerkervereinen, im Friedrich-Wilhelmstädtischen Bürgerverein, als Vizepräsident im Berliner Lokalkomitee und Wahlbezirksvorsitzender. „Wenn unser Volk einmal ein politisches sein soll“, schreibt er an seinen Vater, „so muß es auch politisch gebildet werden.“ Gegenüber seinem Oheim, der die Mitglieder solcher Volksvereine als erbärmliches Gesindel bezeichnet hatte, stellt er fest: „Gewiß sind viele davon Proletarier, aber der Geist unserer Zeit hat auch diese zu Menschen gemacht.“

Anfang 1849 stellt die Regierung Virchow zum erstenmal wegen seiner politischen Antriebe und Verbreitung aufregender Flugschriften zur Rede. Am 15. April wird er abgesetzt und seiner amtlichen Pflichten enthoben, mehr zur Besorgnis seines Vaters als der eigenen. Denn inzwischen beschäftigten sich zwei Universitäten bereits eifrig mit seiner Berufung, Würzburg und Gießen. Am 8. April 1849 ging beim Dekan unserer medizinischen Fakultät das Gutachten des Anatomen Theodor Bischoff ein, worin dieser zwar seine Bedenken wegen Virchows demokratischer Richtung betont, auch den Mangel an genügendem pathologisch-anatomischen Material, gleichwohl gerade in Gießen als kleiner Universität einen geeigneten Platz erblickt, an dem der begabte Virchow fern vom Herde politischer Agitation, wie es heißt, in gesicherter und unabhängiger Stellung seinem eigentlichen Berufe wiedergegeben werden könne. Allerdings: Vestigia terrent! Man hatte bereits genug an dem Zoologen Karl Vogt, der im Frankfurter Parlament über ein Jahr die Linke führte, anstatt in Gießen auf seiner Professur das Rechte zu tun, und so unterblieb Virchows Berufung. Der aus Zürich gebürtige berühmte Anatom und Histolog Kölliker, sowie Rinecker, Pharmakolog und Kliniker, hatten in-

zwischen die Berufung Virchows unter Hinweis auf „die ausgezeichneten Leistungen im Gebiete der pathologischen Gewebelehre“, wie es im Gutachten heißt, nach Würzburg betrieben und trotz heftigster Widerstände der ultramontanen Partei in München durchgesetzt, nachdem Virchow dem Senat die Versicherung abgegeben hatte, „Würzburg nicht zum Sammelpfad radikaler politischer Tendenzen“ zu machen. Wie Rufmaul in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“ sagt, hatten Preußen und Bayern die Rollen vertauscht, indem Preußen 1840 den Bayern Schönlein, den ersten Kliniker Deutschlands, unbekümmert um die Anklage auf Hochverrat, aus seiner Züricher Verbannung als Leiter der inneren Klinik und Leibarzt Friedrich Wilhelms IV. nach Berlin geholt hatte.

Die Erwartungen, die man auf Virchow bei seiner Berufung setzte, erfüllten sich in überreichem Maße. Unter Kölliker, Rinecker, Riwisch, Scherer und vor allem Lukas Schönlein hatte sich die medizinische Fakultät Würzburgs zu Anfang des 19. Jahrhunderts glänzend entwickelt; seine Kliniken zählten zu den größten Deutschlands, Schönlein hatte an ihnen zum erstenmal in deutscher Sprache unterrichtet, während in Berlin und anderen Orts noch Latein in Gebrauch war. Auch dort hielt die deutsche Unterrichtssprache erst durch Schönleins Antrittsvorlesung am 6. Mai 1840 ihren Einzug. Auch jetzt ging Würzburg allen anderen medizinischen Fakultäten Deutschlands voran: man gründete 1849 den ersten Lehrstuhl für pathologische Anatomie, der durch Virchow ein Anziehungspunkt ersten Ranges wurde. Wir sind darüber vor allem durch die Briefe Ernst Häckels an seine Eltern aus den Jahren 1852—56 unterrichtet. „Von 11 bis 1 Uhr dreimal wöchentlich (so schreibt Häckel) ist das Kolleg, welches mich vollkommen für alle praktischen Qualen entschädigt, und das ich zu den besten und lehrreichsten zählen muß, die ich je gehört habe. Wir sitzen zu 30 bis 40 an zwei langen Tischen, in deren Mitte in einer Rinne eine kleine Eisenbahn verläuft, auf der die Mikroskope auf Rädern rollen und von einem zum andern geschoben werden Gerade der Zusammenhang zwischen dem klinisch-pathologischen, anatomischen und mikroskopischen Befund als ganzes einheitliches Krankheitsbild ist äußerst interessant, lehrreich und wichtig. Und so etwas sucht man in Berlin, wo überhaupt an pathologische Anatomie nicht zu denken ist, ganz vergebens Virchows Vortrag ist zwar nicht sehr fließend und glatt, aber frisch, kompakt und durch einen eigentümlichen höheren und allgemeinen Standpunkt, von dem aus er alle Dinge betrachtet und so auch das trockenste,

einzelne Detail anziehend macht, ausgezeichnet. Oft ist er dazu noch ausgezeichnet witzig und amüsiert uns dadurch sehr.“

Die Würzburger Jahre von 1849 bis 1856 kann man als die Reifeperiode der neuen wissenschaftlichen Grundanschauungen Virchows bezeichnen. Die pathologische Anatomie, ja die ganze Auffassung vom Wesen der Krankheit, ihrem Ablauf und demgemäß den Behandlungswegen und -aussichten erhält in einer Fülle morphologischer und experimenteller Einzeluntersuchungen eine völlig neue Grundlage, die Zellulopathologie. Wenn wir heute auf diese inhaltreiche Entwicklungszeit zurückschauen, so fällt es nicht nur dem medizinisch geschulten, sondern jedem von uns, so wie wir durch die Schule der Naturanschauung gegangen sind, schwer, sich vorzustellen, daß es noch vor weniger als hundert Jahren anders gewesen ist. So selbstverständlich erscheint uns heute die Entwicklung des Organismus aus der Vereinigung von Ei- und Samenzelle, das normale und krankhafte Wachstum als Akt einer ununterbrochenen Zellvermehrung, die Organtätigkeit als Funktion der Organzellen, die Beteiligung von Zellen bei der Entzündung usw. Und doch war es so, daß noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts mystische Vorstellungen oder kraßeste Empirie, vor allem jedoch die philosophische Spekulation und nicht die reale naturwissenschaftliche Betrachtung das weite Feld medizinischen Denkens und Handelns beherrschte, noch kein Thermometer, kein Mikroskop, kein chemisches Reagens im Gebrauch war, der Internist sich auf seine 5 Sinne in der Diagnose verlassen und durch Schmecken des Urins die Zuckerharnruhr erkennen mußte und aus dem Klang der Stimme und des Hustens Schlüsse zog. Erst 1839 schrieb der Wiener Krankenhausarzt Skoda seine klassische Abhandlung über die Perkussion und Auskultation, und wie langsam setzte sich diese physikalische Untersuchungsmethode durch! In einer Zeit, in der Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ noch ihre Triumphe feierten, wurde auch die Medizin lange Jahre von dieser opiumhaften Atmosphäre angesteckt. Oder war es etwa anders, wenn Oken in seinem Abriss des Systems der Biologie zu Göttingen 1805 schrieb: „Nur der, dem die Hülle des einzelnen Fleisches in Lichtgestalt sich verwandelt, hat auch die Geheimnisse des menschlichen Tempels erblickt.“ Kein Wunder, wenn auch ein Lukas Schoenlein 1816 seine Doktorschrift über die Hirnmetamorphose mit dem Satze beginnt: „Das Licht vermählt sich dem Wasser und zeugt mit ihm das Organische“, kein Wunder, wenn derselbe Schoenlein noch als berühmtester Kliniker Deutschlands in den 30er und 40er Jahren von den Krankheiten als

außerhalb des Körpers stehenden Wesen schwärmt, die er wie Steine, Bäume oder Tiere nach Linnéschem Muster zu klassifizieren sucht. Man sprach fast wie in den alten römischen Zeiten vom *genius morborum*, *genius rheumaticus*, *gastricus*, *nervosus*, *biliosus* usw. und suchte durch Purgieren, Erbrechen, Schwitzen, Zuraderlassen usw. das *Ens morbi* wie einen eingedrungenen Fremdling auszutreiben. Die Verwirrung erreichte geradezu einen Höhepunkt in dem sogenannten tierischen Magnetismus, und noch 1816/17 wurden durch Hardenberg an der Berliner Universität trotz Einspruchs der medizinischen Fakultät zwei Magnetisirende zu ordentlichen Professoren ernannt.

Gewiß war durch Morgagni 1761 der naturwissenschaftliche Grundstein unverrückbar gelegt worden, indem er mit Hilfe der aus den kirchlichen Fesseln befreiten anatomischen Betrachtung und Untersuchung der Krankheit einen bestimmten Sitz ein für allemal verlieh, sicherlich hatte auch besonders die französische Schule unter Baillie, Bichat, Laënnec, Durochet, Andral u. a. zwischen 1790 und 1830 einen naturwissenschaftlichen Baustein zum andern gefügt, und Harvey mit seinem berühmten Lehrsatz: *Omne vivum ex ovo* vielen mystischen Spekulationen eine Schranke gesetzt. Und doch glaubte die Mehrzahl noch fest daran, daß die Eingeweidewürmer aus dem Schmutz des Darmes, der *sabura*, entstünden, noch 1839 Theodor Schwann bei aller richtigen Erkenntnis von dem Aufbau der Pflanzen und Tiere aus Zellen, daß die Zellen als solche durch organische Kristallisation aus einem flüssigen interzellularen Bildungstoff, dem Zytoblastem, entstünden; die Neubildung pathologischer Gewebe wurde fast ausschließlich auf die Ausschwitzung sogenannter plastischer Stoffe aus den Blutgefäßen zurückgeführt, und Rokitansky, der große Wiener Pathologe, konnte sich noch 1855 in der dritten Auflage seines Lehrbuchs von solchen Vorstellungen nicht ganz frei machen. Mag man nun auch hierbei unwillkürlich an die Zeiten Doktor Fausts erinnert werden, wo der in die *generatio aequivoca* verbissene Alchemistengeist noch davon träumte, aus der Retorte den Homunculus hervorzzaubern zu können, so wäre es doch ungerecht, über diese und ähnliche Irrtümer zu spotten, weil wir uns im allgemeinen von den Schwierigkeiten bei der Auslegung jener ersten mikroskopischen und biologischen Befunde heutzutage gar keine Rechenschaft mehr zu geben vermögen. Denn alles war hier neu, vom einfachen roten Blutkörperchen bis zum schwierigsten krankhaften Vorgang, und es bedurfte in der That eines großen Genius, um hier in begrenzter Zeit mit klarem sicheren Blick, Fähigkeit und Tatkraft die notwendige

Ordnung, ja ein gültiges Glaubensbekenntnis zu schaffen. Als 1836 der große Johannes Müller in Berlin, Physiolog, Anatom, Embryolog, Zoolog und Patholog in einer Person, in einer Weihestunde ausrief: „Möge der Genius schon da sein, der auf eine ernstere Grundlage philosophischer Vorbildung, der Naturwissenschaften, der Geschichte, der Medizin, der Anatomie und Physiologie fußend, selbst Untersucher in der chemischen, pathologisch-anatomischen und mikroskopischen Analyse der pathologischen Formen ist und eine auf die Physiologie und die pathologische Anatomie gegründete, dem Zustand der medizinischen und Naturwissenschaften würdige allgemeine Pathologie vor uns hinstellen wird“, ich sage, als Müller diesen Ausspruch tat, da saß dieser Genius zu Füßen des großen Meisters und lauschte noch andachtsvoll dessen prophetischen Worten. Jetzt war der Genius erwacht, segte, alles andere als rücksichtsvoll, den bestehenden Wirrwarr beiseite, auch einen Freiherrn von Rokitanzky nicht schonend, und pflanzte als allgültiges einigendes Panier auf die exakte, auf Beobachtung und Experiment sich gründende naturwissenschaftliche Arbeitsweise, die Vorstellung von der Krankheit als Leben unter veränderten Bedingungen und die Anerkennung dieses Lebens als einer sozialen Gemeinschaft zelliger Elemente.

Und die Welt stellte sich, von der Macht der Gründe wie der überzeugenden Kraft des Bannerträgers bezwungen, unter dieses neue deutsche Panier! Nachdem Zürich sich vergebens dreimal, 1852 und 1855, um diesen Virchow bemüht hatte, das erste Mal als Kliniker und Nachfolger Schönleins, und erst das dritte Mal als ersten Inhaber eines neuen Lehrstuhls für pathologische Anatomie und Patho-Physiologie, öffnete Berlin 1856 auf Antrag von Johannes Müller wieder die Pforten und übertrug ihm die neue erste selbständige Lehrkanzel für allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie, die nunmehr in ihrer ganzen äußeren und inneren Struktur für alle übrigen Fakultäten und Hochschulen vorbildlich wurde. Hervorgehoben zu werden verdient, daß mit diesem neuzeitlichen pathologischen Institut eine eigene Krankenhausabteilung der Charité, die Station für franke Gefangene, verbunden war, die sich Virchow bei seiner Berufung ausbedungen hatte und bis 1873 ärztlich versah. Um seine neuen Lehren und Anschauungen möglichst Gemeingut aller Mediziner werden zu lassen, hielt Virchow sogleich im ersten Semester nach seiner Berufung 1856/57 Vorlesungen für praktische Ärzte ab, die epochemachend

wirkten und von alt und jung besucht wurden. Aus der Mitschrift dieser Vorlesungen entstand das berühmte Lehrbuch: „Die Zellulärpathologie in ihrer Begründung auf physiologische und pathologische Gewebelehre“, das 1859 in erster Auflage erschien, ferner die Geschwulstlehre, deren erster Band 1863 herausgegeben wurde. Daneben blieb das Archiv, wie schon mitgeteilt, der Publikationsort und Kampfplatz zur Bezwingung gegnerischer Auffassungen und persönlicher Anfeindungen, an denen es innen und außen, besonders von seiten der Franzosen, nicht fehlte.

Nach den siebziger Jahren findet dieser überaus fruchtbare, schöpferische Zeitraum unmerklich einen gewissen Abschluß. Die Nichtvollendung des mehrbändigen Werkes über die krankhaften Geschwülste ist das Kennzeichen und der Grenzstrich. Die Revolution hatte sich vollzogen, die Zellulärpathologie mit den vielen von Virchow erst geschaffenen Begriffen wie Embolie, Metastase, Leukämie usw. wurde zunehmend Gemeingut aller Fachkreise, die Neuschöpfung war zur Selbständigkeit herangewachsen, und Virchow konnte alles weitere ihrer eigenen Entwicklung überlassen und sich neuen Aufgaben zuwenden. Gewiß, einen leichten Stand hatte diese Zellulärpathologie nun auch noch nicht, und immer wieder mußte sie Virchow vor den Gegnern in Schutz nehmen. Aber der schneidenden Schärfe seiner logischen Gedankengänge und Rechtfertigungen, der tiefschürfenden Genauigkeit seiner Beweis Schlüsse konnte niemand Widerstand leisten.

Wie nicht anders zu erwarten, kamen die Hauptangriffe aus dem Lager der seit den siebziger Jahren sich zunehmend entfaltenden Bakteriologie, die der zellulären Betrachtungsweise vom Wesen der Krankheiten die bakteriologisch ursächliche entgegenzustellen sich bemühte. Als der geniale Pasteur in den achtziger Jahren seine Impfverfahren gegen Tollwut, Hühnercholera und Milzbrand entdeckt hatte und Behring gar am 25. September 1894 seine Diphtherieserum-Heilimpfung auf der deutschen Naturforschertagung bekanntgab, da glaubten wohl die meisten, daß das Stündlein für die Zellulärpathologie endgültig geschlagen habe. „La pathologie cellulaire a vécu. A bas les cellules!“ frohlockten die Franzosen; was nützt uns die Zellulärpathologie bei der Serumbehandlung, überhaupt bei der Therapie, was kümmern uns diese Zell-Leichen, riefen im Chor die Praktiker, bleibt uns mit diesem morphologischen Kleinram vom Leibe, das Bakterium, der Pilz, das Bakteriengift, das Artierchen in Protozoen- und Spirochätengestalt regiert die Stunde! „Man sieht doch wo und

wie", und wo du keinen Erreger mehr mit dem Mikroskop erkennst, da ist u. U. noch immer ein Etwas, das „ultravisible Virus“, was die Krankheit erzeugt, und wenn das nicht der Fall ist, so ist es vielleicht ein Saft, eine chemische Substanz, eine schlechte Hormonzusammensetzung, Vitaminmangel; diese lumpige Zelle des Herrn Virchow soll da noch den Mittelpunkt des Krankheitsgeschehens abgeben? Und überhaupt, was sollen wir Kliniker mit diesen zellular-morphologischen Begriffseinstellungen und Erläuterungen anfangen, wo alles Leben im Fluß, an Blutgefäße und Nerven angeschlossen ist, der Prozeß und nicht der Zustand regiert, die Dynamik und die Funktion. Um es gleich zu sagen: Nach dem Tode Virchows wurde dieses Konzert lauter denn je, und es konnte einem ungenügend Gerüsteten und Wankelmütigen bei solchem Ansturm so schwach werden, daß er die Waffen streckte; viele haben es getan. Aber wieder war es ein deutscher Pathologe, der Freiburger Ludwig Aschoff, der mit der Entdeckung und Erforschung eines biologisch zusammenhängenden Zellsystems, dem sogenannten retikulo-endothelialen Apparat, die Übereifrigen in die gebotenen Schranken zwang, und gerade am Beispiel der Tuberkulose, die Virchow in gewisse Gegnerschaft zu Robert Koch brachte, zeigte es sich, daß genau, wie es Virchow vorausgesagt hatte, noch lange nicht der Tuberkelbazillus allein das Ausschlaggebende ist, daß vielmehr gerade die Abwehrleistung der Zellen, die durch ihre Einstellung zum Erreger bestimmte Reaktionslage des Organismus das entscheidende Wort über Eintritt und Ablauf der Infektion spricht. Und wenn wir weitergehen, so hat auch die neuere Virusforschung, die zelluläre Virusentwicklung, die Immuntherapie, die Sero-Diagnostik, die Lehre von der Allergie, die Gewebezüchtung, die Vererbungsforschung, ja auch die Vitamin- und die eng mit ihr verbundene Hormonpathologie eindeutig die Zelle wieder in ihr ganzes Recht eingesetzt. Die Zellularpathologie war eben nach den Worten Virchows auf Zuwachs berechnet und doch im Prinzip wieder unwandelbar. Freilich, wer die rund 800 medizinischen und 1200 anthropologischen Schriften Virchows nur vom Hörensagen kennt, und das sind die meisten, wie dies Bier 1937 in seinem Aufsatz über Virchow als Systematiker und Philosoph mit erfrischender Deutlichkeit festgestellt hat, wer in der Zellularpathologie immer nur eine an die morphologischen Veränderungen und an die einzelne Zelle anknüpfende anatomische Krankheitslehre erblickt, wird mit ihr allerdings nie viel anfangen können. Nichts ist verwerflicher und ungerechtfertigter als diese leider so weit verbreitete Einstellung. „Was

ich suchte, waren nicht Prinzipien der Histologie, sondern Prinzipien der Physiologie und Pathologie, und wenn dabei Prinzipien der Histologie mit abfielen, so war das doch nur ein Nebenprodukt der Arbeit“, heißt es im 44. Bande von Virchows Archiv, und mit aller ihm eigentümlichen Schärfe verwirft er den Anspruch Rokitanstks, die pathologische Anatomie zur Grundlage des ärztlichen Wissens und Handelns erheben zu wollen. Für ihn bleibt sie die „Vorhalle zur Therapie“. Die Reform der klinischen Medizin wird von der pathologischen Anatomie eingeleitet, aber die pathologische Anatomie hat weder ein Recht noch eine Fähigkeit dazu, sie zu vollenden, denn das Tote allein gibt keine Aufschlüsse über das Lebendige. Sein großes Ziel ist stets die pathologische Physiologie und der wichtigste Helfer die Chemie. So war auch für ihn niemals die Zelle ein losgelöster Elementarorganismus, der Organismus niemals der Sack Erbsen, womit einmal ein Anatom Virchows zellulare Einstellung zum Leben veranschaulichen zu können glaubte, vielmehr die soziale Gemeinschaft voller Blut und Leben, jederzeit bereit, auf Reize zu reagieren, und wenn es zur Infektion — auch ein von ihm geschaffener Begriff — kommt, den Kampf mit dem Eindringling aufzunehmen. Er prägte das Schlagwort vom Kampf der Zellen und Bakterien, und wenn Virchow selbst gegen den immerhin 24 Jahre jüngeren Robert Koch eine gewisse Zurückhaltung, bestimmt nicht neidvolle Feindschaft, wahrte, so nur deswegen, weil er ganz klar mit dem kühlen Verstande des genialen, vorausschauenden Forschers erkannte, daß mit der Auf-
 findung des Tuberkelbazillus das Problem der, im übrigen schon lange vor der Entdeckung des Bazillus weit aufgeklärten Tuberkulose als Infektionskrankheit alles andere als erschöpft war, und weil er sich — und dies mit Fug und Recht — dagegen verwahrte, wie es 1880 heißt, vor lauter Ursachen nicht das ererbte Leben sehen zu wollen, wie es so viele taten, die sich kritiklos dem von Irrtümern gesättigten wahren Rausch der bakteriologischen Ultra hingaben und auf einen Bac. malariae und das Coniothecium syphiliticum ebenso hereinfließen, wie auf das Cylindrotaenium cholerae asiaticae, die Helicomonaden des Rheumatismus und andere Treibhauspflanzen der bakteriologischen Hochblüte. „Möge niemand vergessen (so schließt Virchow seinen berühmten Aufsatz: Der Kampf der Zellen und Bakterien 1888), daß die Ätiologie nur eine Vorstufe der Pathologie ist, und daß die Aufgabe der letzteren erst gelöst ist, wenn der Krankheitsprozeß, d. h. der Gesamtablauf der gestörten Lebenstätigkeit klargelegt ist.“

Ich sagte, daß etwa nach den siebziger Jahren im Leben Virchows

unmerklich ein neuer Zeitraum anhebt, der in erster Linie durch eine in die Breite ausladende Arbeit gekennzeichnet ist. Er begibt sich wieder in die politische Kampfbahn, wird 1861 Mitbegründer der deutschen Fortschrittspartei, jener Partei, von der Bismarck 1870 einmal mit einem Seitenblick auf „Herrn Virchow“ sagte: „Sie sind wie die Russen, die auch im Winter Kirschen essen und im Sommer Austern haben wollen“, zieht 1862 als Abgeordneter für den Wahlkreis Saarbrücken in das Abgeordnetenhaus ein, wird Stadtverordneter Berlins und 1880—1893 Mitglied des Deutschen Reichstags, immer erfüllt von dem Leitgedanken: „Das ganze öffentliche Leben mit allen seinen Beziehungen muß mit den Ergebnissen der Medizin und der Naturwissenschaften durchdrungen werden.“ Die Anthropologie, Völkerkunde und Altertumswissenschaft, denen er sich überall mit der Kraft und Hingabe eines Gründers und Reformators verschreibt — ich erinnere hier nur an die Errichtung des Berliner Museums für Völkerkunde, an die Begründung der Haus- und Trachtenforschung, an sein Eingreifen in die Schliemannschen Ausgrabungen in Troja und deren wissenschaftliche Lenkung durch Beigabe des Sachverständigen Dörpfeld — alle diese, uns vielleicht heute abseits vom Wege der Pathologie erscheinenden Arbeitsgebiete, stehen ihm gerade auf dem heißen Kampfboden der Politik hilfreich zur Seite. Dabei bemüht er sich nach wie vor unaufhaltsam um den Mann aus dem Volke, dem er in unzähligen Vorträgen in Handwerker- und Arbeitervereinen das Verständnis für die richtige Lebensführung und für seine Besserstellung durch naturwissenschaftliche Aufklärung einzuschärfen versucht. Es war gewiß nicht parteipolitische Agitation, die hier sprach, vielmehr das von einem hohen sozialen Empfinden getragene Gefühl der Pflicht zum Dienst am öffentlichen Wohl und der nationalen Erneuerung aus der Volkstiefe heraus. „Gewiß“, so ruft er, „es tut der Würde der Wissenschaft keinen Eintrag, wenn sie den Rothurn verläßt und sich unter das Volk mischt; aus dem Volke wächst ihr neue Kraft zu.“ Und eine seiner letzten hinterlassenen Mahnungen lautet: „Vertraut dem Volke und arbeitet für dasselbe, dann wird auch euch der Lohn nicht fehlen.“ Ob es der Bau von Krankenhäusern, Irrenanstalten, Strafanstalten, Schulen, Schlachthöfen, die Anlage der Berliner Kanalisation, der Rieselfelder und Wasserversorgung ist oder die Strafgesetzgebung, Medizinalstatistik, Fleischbeschau-Gesetzgebung, Verbesserung der schulhygienischen Verhältnisse, die Cholera-Abwehr oder die Tuberkulose-Bekämpfung, Heilstätten-Bewegung und Armenfürsorge, überall ist Virchow führend

als Berater oder Urheber beteiligt; die Arbeitsleistung dieses zähen, gottbegnadeten Menschen scheint keine Grenzen zu kennen.

Daß bei einer solchen Ausweitung des Wirkungskreises auch manche Abstriche gemacht werden mußten, ist nicht weiter verwunderlich, wenn gleich Virchow bis in sein hohes Alter hinein stets ohne Hilfe eines Assistenten seine alles in allem 23000 Präparate sammelte und eigenhändig etikettierte, stets eigenhändig die Vorlesungspräparate auswählte und einstellte. So erklärt sich auch die häufige Unpünktlichkeit bei Vorträgen und Vorlesungen. Sven Hedin führt hierfür einen krassen Fall in seinen Erinnerungen aus den neunziger Jahren an, wo Virchow in einer Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft in Berlin, deren Gründer und Vorsitzender er war, die vollzählig versammelte Zuhörerschaft $2\frac{1}{2}$ Stunden warten ließ, dann mit langsamen Schritten zum Rednerpult ging und seinen nach Form und Inhalt meisterhaften Vortrag begann, ohne mit einer Andeutung sein Zuspätkommen zu erklären oder um Entschuldigung zu bitten. Er sprach noch zwei Stunden lang vollkommen frei, ohne ein Anzeichen von Müdigkeit.

Hatten schon die internationalen medizinischen Kongresse in London, Kopenhagen und Rom, noch mehr der erste Kongreß dieser Art auf deutschem Boden 1890 in Berlin Virchows allgemeine Vormachtstellung in der medizinischen Welt überzeugend dargetan, so zeigte die Feier des 70. Geburtstags 1891 Virchow auf dem Gipfel des Ruhmes, umstrahlt vom Glanz einer Feier, wie sie die Welt noch nicht erlebt hatte und nie wieder nach ihm erlebte. Im großen Saal des Kaiserhofs in Berlin war auf erhöhter Estrade an einer langen, mit Purpursamt behängten Tafel, auf der sich bald die kostbarsten Ehrengeschenke auf türmten, ein Purpursessel für Virchow errichtet, an dem vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag die Abordnungen aus allen Teilen der Welt, Freunde, Verehrer und Schüler vorüberzogen und ihre Glückwünsche dem Jubilar darbrachten. Beim Erscheinen der Vertreter der Preussischen Akademie der Wissenschaften bot sich ein einmaliges bedeutsames Bild, als aus ihrer Mitte der siebenjährige Helmholz mit leuchtenden Augen und geöffneten Armen zu Virchow hinanstieg und ihn beglückwünschte. Der Berichterstatter der Berliner klinischen Wochenschrift schrieb hierzu: „Helmholz und Virchow! In lebenswürdigster Weise erkannte jeder dem andern die Palme des Größeren zu, und gedacht hat jeder, der die beiden Unsterblichen vor sich sah, mit Goethe: Die Deutschen sollten froh sein, daß sie zwei solche Kerle haben.“

Noch war die eiserne Gesundheit und Lebenskraft dieses Siebzigers ungebrochen, und auch der Achtziger antwortete bei der Feier seines Geburtstags auf die vielen Glückwünsche ohne Spuren körperlicher oder geistiger Ermüdung. Am 4. Januar 1902 gegen 8 Uhr abends auf dem Wege zur Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde glitt Virchow beim Verlassen der Straßenbahn an der Ecke der Leipziger und Wilhelmstraße auf nassem Asphalt aus und zog sich hierbei einen Bruch des linken Oberschenkels zu. Obschon der Bruch an sich überraschend gut und rasch heilte, blieb doch eine körperliche Schwäche zurück, die nicht zu beheben war. Am 6. Juli traten Herzstörungen auf und am 9. September 1902 schloß Virchow für immer die Augen. Einen Augenblick horchte die Welt auf, als vom großen Saale des Berliner Rathauses ein schier endloser Zug Rudolf Virchow durch ein ununterbrochenes Spalier zum Matthäi-Kirchhof geleitete.

Man hat sich oft gefragt, worin denn letzten Endes die Größe dieses Mannes und das Geheimnis seiner Erfolge begründet war. Seine Lehrbücher sind von anderen weit übertroffen worden. Seine wissenschaftlichen Darlegungen waren keinesfalls frei von Irrtümern. Sein eigentliches Fachgebiet hat er in späteren Jahren oft vernachlässigt, und auch dieses Genie hatte seine Fehler und Schattenseiten. Was war es also? Es war die durch eine felsenfeste Gesundheit, außergewöhnliche Verstandesschärfe und untrügliches Gedächtnis geförderte, restlose kämpferische Hingabe an ein selbstgeschaffenes Ideal, die mit unbeirrbarer Überzeugungstreue jede Aufgabe, auch die kleinste, mit ewig gleichbleibendem Verantwortungsbewußtsein um ihrer selbst willen zu Ende führte. Das erhob Virchow in die ganz kleine Zahl der Reformatoren, die für alle Zeiten der Weltgeschichte angehören. Und wenn 1940 der letzte Jahresbericht der Rockefeller Foundation feststellt, daß Deutschland in der Pathologie nach wie vor die Führung hat, so haben wir diesen Vorrang in der Welt zuerst Virchow zu verdanken. Er hat ihn erobert, und vor dieser Tatsache und Leistung verblaßt alles andere. Seien wir dem Geschick dankbar, das uns Deutschen diesen Großen geschenkt hat, und halten wir uns an die Lichtseiten seiner Gestalt, die mit gleicher Färbung auch in unsere Tage hineinleuchten. Wie sagte doch Goethe?

Halte das Bild des Würdigen fest!
Wie leuchtende Sterne
Teilte sie aus die Natur
Durch den menschlichen Raum.